

Johann Lerchenwald

Friederich GÜthlin

Geschichte eines Humanisten an der Schwelle
zur digitalen Sintflut

I

Der Tag neigte sich seinem frühen winterlichen Ende zu. Die Luft war feucht und kalt, und immer wieder kam ein lästiger, schneidender Wind auf.

In der Ecke eines mächtigen Torbogens hatte Minze sich auf der steinernen Schwelle zu einer fast vollkommenen Kugel zusammengezogen. Ihr weiches, schwarzes Perserfell glich einem großen, zitternden Puderquast, aus dem zwei halbverschlossene gelbe Augen streng auf das nasse Pflaster des verlassenen Platzes hinausblickten.

Eben waren in der gegenüberliegenden Schreibwarenhandlung die Lichter ausgegangen. Weit und breit keine Menschenseele.

Die Katze ärgerte sich. Ihr Hausherr hätte bereits vor einer halben Stunde erscheinen müssen! Sie konnte sich genau erinnern, daß er mit Marcel einen Termin für 17 Uhr vereinbart hatte. War dem hohlköpfigen Vatersöhnchen wieder etwas zugestoßen? Womöglich war es ihm endlich gelungen, sich an einer soliden Eiche aufzuknüpfen oder die goldene Rasierklinge zu schlucken, die er, nicht ganz der letzten Mode entsprechend, an seiner Halskette trug. In diesem Fall mußte Dr. Güthlin jetzt wohl der Polizei Bericht erstatten über die psychischen Verwirrungen seines Schützlings ...

Da kam endlich ein Mann mit hochgeschlagenem Mantelkragen und steifem Schritt die Häuserfront entlang, und Minze versuchte ihm durch jammervolles Klagen zu verstehen zu geben, daß er ihr das schwere Holztor öffnen solle. Der war aber so sehr in seine eigenen Sorgen vertieft oder schlichtweg so stumpfsinnig, daß er sich nicht einmal nach ihr umdrehte.

Wo waren die zahlreichen Bewohner der Stadt um diese Stunde? Aus keinem der umliegenden Häuser drang der Duft von Gekochtem, nirgendsher eine Stimme. Nur ganz oben, unter dem alten Giebeldach, flimmerte es verdächtig hinter einem kleinen Fenster.

Selbst der Brunnen – der mit seinen zementgrauen neugotischen Figuren zwar auch im Sommer nicht gerade überwältigend wirkte, aber doch zur Belebung des Platzes beitrug – war um diese Jahreszeit sorgfältig unter einer Holzhülle verborgen, die ihn vor starken Temperaturschwankungen schützen sollte. Und da man all die alten Gebäude ringsum erst kürzlich lieblos herausgeputzt hatte, bot sich Minzes aufmerksamem Blick ein ödes, trostloses Bild, in dem, wie auf unzähligen anderen Himmelskörpern, die einzigen vitalen Elemente Staub und Wind waren ...

Es verging noch einige Zeit, ehe die Katze in der Ferne wohlbekannte Schritte vernahm, und bald darauf tauchten aus der finsternen Gasse, die hinunter zum Fluß führte, die erwarteten Gestalten auf: der zweihundertfünfzig Pfund schwere Koloß mit ungeordnetem Haar und langem Bart und der leicht gebeugt einhergehende, schwächliche Jüngling, der Mühe hatte, mit dem anderen Schritt zu halten.

Allem Anschein nach hatte Dr. Güthlin wieder einmal einen Patienten davon überzeugen wollen, daß sich ein Spaziergang an den winterlichen Ufern der Dörsach sehr gut mit den Ausgrabungsarbeiten in der Psyche verbinden ließ. Und wahrscheinlich hatte Marcel eine halbe Stunde

tapfer durchgehalten und dann seinen allmächtigen, aber stets entgegenkommenden Arzt gebeten, die Therapiestunde in der Praxis beenden zu dürfen, da ihn die eisige Kälte nicht nur körperlich lähmte, sondern regelrecht daran hinderte, einen klaren Gedanken zu fassen. Sichtlich zitternd und mit dem seit einigen Minuten fallenden Schnee bedeckt, kam er nun unter der städtischen Neonbeleuchtung auf Minze zu, grüßte sie in dem albernen Ton, den viele Menschen Kindern gegenüber für angebracht halten, und wollte sie auch streicheln. Aber Dr. Gütthlin schob ihn bereits durch das geöffnete Tor, indem er väterlich murmelte: „Nun komm, sonst holst du dir noch eine Lungenentzündung!“ Minze glitt zwischen Marcells Beinen hindurch und eilte voraus in Richtung Praxis.

Diese war im Hinterhof in einer recht großen Holzhütte untergebracht, einem ehemaligen Abstellraum für Gartengeräte und frostempfindliche Topfpflanzen, der mangels eines Gärtners schon vor Jahren mit wenig Aufwand für den neuen Gebrauch eingerichtet worden war.

Über eine Art Diele, in der eine verstaubte Bücher- vitrine, drei Strohstühle und ein stets mit Fachzeitschriften, handbeschriebenen Blättern und anderen Gegenständen überhäufte Tisch herumstanden, gelangte man in die eigentliche Praxis, die mehr einem Gewächshaus glich. An den Wänden rankten sich über grobe Rohrgitter üppige Schlingpflanzen empor, während riesige, fast bedrohlich wirkende Farnkräuter den Unkundigen nicht erkennen ließen, auf welchem Pfad er sich durch diesen Raum bewegen sollte.

Dr. Gütthlin lehnte sich wie gewöhnlich in seinem abgenutzten Ledersessel weit zurück. Sein unergründlicher Gesichtsausdruck war nur schwer auszumachen in dem unstillen Licht der Kerze, die einsam vor ihm auf dem protzigen, leicht verkommenen Mahagonischreibtisch

brannte. Doch seine ganze Haltung, die regelmäßigen, tiefen Atemzüge und der teilnahmslose, leere Blick hätten einem respektlosen Beobachter leicht den Eindruck vermitteln können, der korpulente Mann nütze die Therapie-stunde für ein Nickerchen und schlafe mit offenen Augen.

In eine Woldecke gehüllt, hockte Marcel ihm gegenüber auf einem der zwei alten Ledersessel, die mit einer schmucklosen, braunen Cordcouch rechterseits das Mobil-iar vervollständigten. Da für seinen Beichtvater das Grünzeug, zusammen mit dem Bienenwachsduft und dem hypnotischen Flackern der Flamme, die ideale Voraus-setzung für eine erfolgreiche Seelenerforschung darstellte, durften Temperatur und Luftfeuchtigkeit nie unter eine gewisse Grenze sinken. Die Folge war, daß der schwächliche Jüngling jetzt gleichzeitig fror und schwitzte, während er die schwerelosen Schneeflocken betrachtete, die vor den Fenstern durch die Dunkelheit segelten.

Eine Zeitlang saßen die beiden sich wortlos gegenüber, wie zwei, die sich nichts zu sagen haben. Marcel wippte nervös mit den übereinandergeschlagenen Beinen und fuhr sich hin und wieder mit der Hand über das Gesicht.

Schließlich ermunterte Dr. Güthlin ihn mit müder Stimme: „Erzähl weiter.“

„Was soll ich denn erzählen?“ entgegnete der Patient leise, indem er ängstlich und unruhig, aber auch böse zur Seite blickte, wonach er wie im Selbstgespräch weiterlispelte: „Ich komme jetzt schon seit über drei Monaten hierher ... nur weil mein Vater mir sonst das Taschengeld streichen würde, das wissen Sie genau! ... Gut, ich habe versucht, meinem Bruder das Küchenmesser in den Bauch zu stoßen. Weiß auch nicht, warum ... Aber es ist ihm doch gar nichts passiert! Was soll also das ganze Theater?“

Der Arzt ließ eine jener unerträglichen Denkpausen vergehen, die seine therapeutische Methode kennzeichne-

ten, und erwiderte dann beschwörend: „Marcel, du hast vor zwei Monaten einen Selbstmordversuch begangen. Nach vier abgebrochenen Lehren bist du mit deinen fünfundzwanzig Jahren noch nicht in der Lage, auf eigenen Beinen zu stehen ... Sag nur nicht, daß dich das nicht belastet.“

„Was heißt belasten! Ich hab keine Lust, den ganzen Tag an einem Eisenstück herumzufeilen und mich vom Chef anschnauzen zu lassen ...“

„Ohne Müh' kein Preis. Wenn du dich nicht zusammenreißt, wirst du nie dein eigener Herr sein ... Du sitzt doch täglich stundenlang vor deinen Computerspielen. Warum willst du es nicht wenigstens einmal versuchen, in der EDV-Firma deines Vaters mitzuarbeiten? Dort könntest du dich auf einem Gebiet fortbilden, das dich interessiert, und hättest außerdem keinen Chef über dir.“

„Das Gebiet, wie Sie es nennen, interessiert mich überhaupt nicht! Und im übrigen kann mich mein Vater nicht ausstehen.“

„Er verwöhnt dich ...“

„Er kann mich nicht leiden! Er läßt mir keine Ruhe!“

Es folgte wieder ein längeres Schweigen, in dem Marcel sich die Decke vom Leib riß, um sie auf die Couch zu werfen, während Dr. Gütlin etwas zu offensichtlich auf die Uhr blickte.

Als die rhythmischen Beinbewegungen und das nervöse Zucken in der rechten Gesichtshälfte des Patienten einen gewissen Grad erreicht hatten, fragte der Arzt: „Was hast du heute nacht geträumt?“

„Ein scheußliches Ungeheuer, das mich in einem Urwald verfolgte. Jedesmal, wenn ich es mit meiner Laserpistole gekillt hatte, tauchte es kurz darauf woanders wieder auf.“

„Was meinst du, was das bedeuten könnte?“

„Ist es nicht Ihre Aufgabe, das herauszufinden?“

„Du mußt dabei schon mithelfen, sonst kommen wir nicht weiter ... Marcel, die Zeit ist um. Wir sehen uns am nächsten Mittwoch wieder.“

II

Bei manchem Leser wird vielleicht Minzes Denkvermögen, das im vorigen Kapitel wie eine Selbstverständlichkeit eingeführt wurde, Verblüffung, wenn nicht Ärgernis erregt haben. Daß Katzen intelligent sind, vermutlich sogar intelligenter als Hunde, da sie keinen absoluten Gehorsam kennen, daß sie ein erstaunliches Gefühlsleben besitzen, welches, wie beim Menschen, vor allem in den Augen zum Ausdruck kommt, daß sie schließlich einen sehr individuellen Charakter entwickeln und sogar träumen können, weiß jeder, der sich je etwas intensiver mit ihnen abgegeben hat. Den Geist aber, der unter den Menschen so viel Unheil anrichtet, hat Gott uns allein eingehaucht – so steht es schon in der Bibel.

Wo sollten wir im übrigen noch Frieden finden, wenn selbst Bäume und Fische anfangen zu schwatzen und zu rasonieren?

Dagegen ist natürlich nichts einzuwenden. Und dennoch ...

In einer jener ostdeutschen Kleinstädte, die, trotz der unübersehbaren Einflüsse einer ausgeprägten Planwirtschaft, auch heute noch mehr greifbare Vergangenheit vorzuweisen haben als ihre westlichen Gegenstücke, lebte bis vor einigen Jahren ein betagter Professor, übrigens ein On-

kel von Dr. Güthlin, der nur zwei Lieben kannte: die Taubstummen und die Katzen.

Neununddre i ig Jahre lang hatte der hervorragende Gelehrte sich, auch dank staatlicher Unterstützung, mit viel Feingefühl und Geduld der Sprache als der wichtigsten Voraussetzung für die Entwicklung des menschlichen Verstandes widmen können. Und infolge seines ständigen Kontakts mit Taubstummen, die mit Hilfe einer den ganzen Körper einbeziehenden Mimik sogar über Kants Metaphysik zu diskutieren vermochten, war er zur Erkenntnis gelangt, daß im Grunde eine jede Art von Kommunikation zur Vermittlung nicht nur von Gefühlen und Wünschen, sondern auch von abstrakten Begriffen und schöpferischen Seelenfl ugen dienen konnte, wenn sie nur ein ausreichendes Maß an Komplexität besaß.

Nach seiner Pensionierung und dem kurz darauf erfolgten Tod seiner Frau wäre der Professor gewiß in Trübsinn verfallen, hätte er nicht unermüdlich an einem Werk über taubblinde, also nur mit drei Sinnen ausgestattete Kinder weitergearbeitet, das die Krönung seiner Studien darstellen sollte.

In einer schlaflosen Nacht – er hatte sich wieder einmal hoffnungslos festgefahren – beobachtete der Mann, wie Minzchen, seine drei Wochen alte Katze, etwas unbeholfen unter dem Sofa hervorkrabbelte und mit ihren dünnen Krallen in dem verschlissenen Chinateppich hängen blieb. Und mit einem Mal brach er seine Überlegungen ab und gab sich, angetrieben vielleicht auch durch den im Alter neu erwachten Spieltrieb, einer ebenso verrückten wie gottlosen Idee hin. Einer Idee, von der er sich später oft fragte, wieso sie ihm nicht schon früher gekommen war.

Er nahm das Kätzchen vorsichtig mit beiden Händen vom Boden und begann, ohne das verzweifelte Zappeln und die übertriebenen Schreie zu beachten, ernst und

versionen mit ihm zu reden.

„Wenn meine selige Maria die Maunze auf dem Schoß hatte, sagte sie oft zu mir: ‚Sieh doch, Erich, wie tief sinnig sie mich anblickt ... Es fehlt ihr nur das Wort. Sieh doch! ... Wie recht sie hatte! Es fehlte ihr nur das Wort ... Begegne ich nicht täglich Menschen auf der Straße, die mit einem erloschenen Blick umherlaufen, wie ihn unsere Maunze zeitlebens nie gehabt hat? ... Es fehlte ihr nur das Wort, begreifst du, Minzchen? Es fehlte ihr nur das Wort ...“

Ohne uns mit der Erklärung langwieriger Einzelschritte aufzuhalten, die den Laien ohnehin nicht interessieren würden, soll hier nur angedeutet werden, wie die eingehende Beschäftigung mit der rasch heranwachsenden Katze schon bald erstaunliche Fortschritte zeitigte.

Da Minze über keinen geeigneten Sprechapparat verfügte, konzentrierte der Professor seinen Eifer sogleich auf die Schaffung einer ihrer Körperbeschaffenheit angepaßten Gebärdensprache, wobei es ihm nicht nur einiges Kopfzerbrechen bereitete, sich in die Katze hineinzuzusetzen, sondern vor allem schwerfiel, bei seinen altersbedingten Versteifungen ihre Bewegungen nachzuahmen.

Doch ein deutsches Sprichwort sagt: Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Und bereits nach einem Jahr unterhielten sich die beiden problemlos über alltägliche Dinge und stellten in der Frühe, bevor er zum Markt ging, gemeinsam das Mittagmenü zusammen.

Anfangs war der Ziehvater ziemlich überrascht von der unglaublichen Aufnahmefähigkeit seines Adoptivkindes. War diese aber weiter verwunderlich, wenn man berücksichtigte, daß Minze als Mensch bei ihrem Tod erst das Pubertätsalter erreicht haben würde? Sie mußte sich also sputen. Und wieder einmal zeigte sich, daß die Natur

kompensiert, wo es nur geht.

Kaum war eine angemessene Verständigung erreicht, kam der Lehrer zu dem einfachen Schluß: „Wenn ich mir ihre Sprache angeeignet habe, warum sollte sie dann nicht die gewöhnliche menschliche Sprache wenigstens verstehen lernen?“

Übers Jahr konnte Minze den Gesprächen nichtsahnender Leute im Haus oder auf der Straße folgen und Radio hören. Und selbstverständlich dauerte es nun nicht mehr lange, bis sie auch lesen konnte, wenngleich es nicht gelingen wollte, ihren Ehrgeiz so weit zu treiben, daß sie sich den eigens mit Lederriemen versehenen Bleistift über die Pfote streifen ließ, um ein Heft mit Buchstaben vollzukritzeln ...

In seinen letzten Lebensmonaten wurde der Professor von dem Zwiespalt gequält, ob er seine unfafßbare Entdeckung der wissenschaftlichen Welt vorführen und den gebührenden Triumph genießen oder seiner Minze das grausame Schicksal ersparen sollte, zu dem sie dann unweigerlich verdammt gewesen wäre.

Auf dem Sterbebett legte er ihr schließlich mit verklärtem Blick ans Herz, den Menschen niemals das Geheimnis ihrer Einzigartigkeit preiszugeben. Er hatte gerade begonnen, ihr in furchtbaren Farben zu schildern, welchen Gefahren sie sich damit aussetzen würde, als ihm die Stimme versagte ...

Nach der Beerdigung wurde die schwarze Perserkatze mit dem kurzen, flaumigen Fell, das im Sonnenschein rostbraun aufleuchtete, wie im Testament vorgesehen, von dem westlichen Neffen Dr. GÜthlin übernommen. Dieser kam seiner Pflicht auch deshalb nach, weil er sich von Minze eine Abhilfe gegen die in Hof und Keller grassierende Mäuseplage versprach.

Und in der Tat zuckte sie immer instinktiv zusammen

und bekam mörderische Augen, wenn sie merkte, daß ein Nager sich in ihrer Nähe herumtrieb. Gleichwohl war sie inzwischen so sehr durch die menschliche Zivilisation verdorben, daß ihr beim Gedanken, ein solches Tier mit Haut und Haaren zu verzehren, grauste.

Ein einziges Mal mißachtete Minze – aus Neugier oder Eitelkeit – die Warnung ihres geliebten Ziehvaters. Die schrecklichen Folgen dieses leichtsinnigen Schrittes gingen über alle ihre Vorstellung. Sie wurde von Photographen und Fernsehreportern gejagt, religiöse Fanatiker wollten sie als Verkörperung des Teufels steinigen, und schließlich wäre sie beinahe in einem Labor für Tierversuche geendet, hätte eine barmherzige, gottesfürchtige Seele ihr nicht im letzten Augenblick zur Flucht verholfen ...

Da es uns nicht leichtfällt, zwei Tiere derselben Rasse zu unterscheiden, wenn sie nicht besondere Merkmale aufweisen, konnte Minze, nachdem sie eine Zeitlang untergetaucht war und der Rummel sich gelegt hatte, unbesorgt ihr gewohntes Leben wiederaufnehmen.

Die Zeitungen und Rundfunkanstalten fanden bald neue Schlagzeilen für ihr Publikum. Dieses hatte von Anfang an gewußt, daß alles nur Schwindel gewesen war. Und Dr. Güthlin, der nicht viel von Medienspektakeln hielt, war Minzes mehrtägige Abwesenheit ohnehin nicht weiter aufgefallen.

III

„Schmeckt sie dir nicht, oder hast du etwas auf dem Herzen?“ fragte Frau GÜthlin ihren Sohn, der lustlos und abwesend mit dem Löffel in der Kartoffelsuppe rührte. Als ganze Antwort erhielt sie ein unverständliches Murren.

Das Abendessen wurde wie üblich im Speisezimmer der über drei Etagen verteilten Wohnung eingenommen. Und den mit einem schlichten weißen Leinentuch bedeckten Tisch zierte auch heute, neben dem alten Porzellangeschirr, dem Silberbesteck mit Ebenholzgriffen und den Kristallgläsern, der siebenarmige Leuchter, den Vater bei einer Auktion ersteigert hatte, bevor er an die russische Front geschickt worden war, und dessen Kerzen bei festlichen Anlässen angezündet wurden.

Das einzige, was in dem angenehmen Bild der auch mit passenden Blumen geschmückten Tafel ins Auge fiel, war eine allzu pittoreske Strohf Flasche. Diese hatte Dr. GÜthlin in seiner Jugend von einem längeren Aufenthalt in Italien mitgebracht und über all die Jahre bewahrt, als handelte es sich um kostbares Kunsthandwerk. Nicht etwa aus Romantik, sondern einfach weil ihm der Rotwein, den er sich jeden Herbst in vier Ballons bei einem Kleinbauern in der Nähe von Lucca holte, nur dann wirklich echt und unverfälscht erschien, wenn er aus dem dunkelgrünen, bauchigen

Glas hervorgluckerte.

Er hatte nicht viele Freuden, und diese war eine von denen, die er sorgsam hütete.

„Sieh nur, die Katze scheint ebensowenig Appetit zu haben wie du“, sagte die noch rüstig wirkende, fünfundachtzigjährige Frau mit einem einladenden Lächeln, um ihren Friederich zu zerstreuen; denn sie sah wohl, daß ihn wieder einmal jener düstere Gemütszustand heimgesucht hatte, gegen den erfahrungsgemäß schwer anzukommen war.

Minze, die ihrem neuen Frauchen schon in den ersten Tagen mit einiger Mühe, doch ohne sich zu verraten, zu verstehen gegeben hatte, daß sie dasselbe essen wolle wie die Herrschaften, einschließlich des Desserts, saß auf ihrer Bastmatte und schnupperte, in Erwartung des Gesottene mit grüner Soße, mißmutig an ihrem Teller Kartoffelsuppe.

„So sag doch was!“ setzte die zierliche Frau ihrem Riesen weiter zu. „Hat er dich wieder unter seinem Gejammer begraben? Hast du dich von seinen traurigen und häßlichen Geschichten betören lassen? ... Dieser Marcel nützt euch doch alle aus, dich, den Vater und die spendable Großmama. Und dann macht er sich hinter eurem Rücken noch lustig über euch.“

„Schweig bitte, Mutter!“ entgegnete er ungehalten und löffelte langsam ein wenig Brühe.

Oft war er es selbst, der sich um diese Stunde über einen seiner „Fälle“ ausließ. Ein natürliches Bedürfnis – da er sonst mit niemandem darüber sprach –, das noch verstärkt wurde durch den Wunsch, die Meinung eines Menschen zu hören, der nicht durch ein Labyrinth psychoanalytischer Theorien vorbelastet war. Wenn sie jedoch diesen Ton anschlug und ihn, wie einen kleinen Jungen, mit tönlicher Besserwisserei über etwas aufklären wollte, wovon sie keine Ahnung hatte, konnte ihn das sehr reizen.

Frau Güthlin ließ sich nicht einschüchtern: „Wenn du einen ordentlichen Beruf gewählt hättest ...“

„... dann hätte ich jetzt meine Ruhe“, unterbrach er sie. „Ich weiß. Aber selbst wenn du damit recht hättest, inzwischen wäre es ohnehin zu spät, sich eines Besseren zu besinnen. Verschon mich also bitte mit deinen Weisheiten.“

Er hatte begonnen, gierig seine Suppe zu verschlingen, und vielleicht fühlte sich die Mutter gerade dadurch ermutigt, nicht lockerzulassen.

„Als ich ein Kind war, wurden solche Angelegenheiten in der Familie ausgehandelt. Da gab es noch keinen wissenschaftlichen Beichtvater, der einem jahrelang die Seele zerpfückt und jeden Furz in Frage stellt. Da gab es nur: sich durchsetzen, sich einigen oder sich abfinden ... „

„... und wenn du dich mit keiner der drei Lösungen zufriedengabst, konntest du krepieren“, ergänzte er mit vollem Mund.

„Was soll's, es gibt Grenzen, jenseits derer das erzwungene Überleben zur Monstrosität wird. Denk nur an die Organtransplantationen, die inzwischen gang und gäbe sind ...“

„Du bringst alles durcheinander, Mutter, und machst es dir zu leicht ...“

„Und du machst es dir zu schwer. Früher ging man zum Priester, wenn man weder aus noch ein wußte. Und dieser hatte neben seinen verständnisvollen, tröstenden Worten stets den Hinweis auf die Vergänglichkeit aller irdischen Sorgen parat. Er erklärte einem, daß der Wille Gottes unergründlich und seine Liebe unendlich seien, und das ersparte ihm und seinen geistlichen Kindern viel unnötige Mühe.“

„Nun bring nicht wieder den lieben Gott ins Spiel!“

„Tu ich ja gar nicht. Ich will nur sagen, daß der Herr Pfarrer sich nicht anmaßte, alle Unfähigkeit zu leben auf Konflikte mit den Eltern und einen unterdrückten

Geschlechtstrieb zurückführen und damit beseitigen zu können. Er bürdete sich selbst keine solch aberwitzige Verantwortung auf und führte seine Schäflein auch nicht in derartige Sackgassen ... Seien wir doch ehrlich, was den Leuten heute den Frieden raubt und viele von ihnen zu euch Psycho-Fritzen führt, ist das Fehlen einer jeglichen Kultur. Keiner weiß mehr, wo er hingehört und warum er sich abrackert. Und zuletzt läuft alles darauf hinaus, möglichst viel Geld zu scheffeln, um diesem sinnlosen Dasein möglichst oft zu entfliehen und an anderen Orten Ablenkung zu finden. Leider warten aber an solchen Orten Schicksalsgenossen, die ebenfalls nur darauf aus sind, mit allen erdenklichen miesen Tricks rasch eine Menge zu verdienen, um auf Reisen gehen zu können ... Und in diesem verrückten Ameisenhaufen wird einer, der nicht mehr fähig ist, sich zu beherrschen und mitzutanzten, von euch noch mehr verwirrt, indem ihr ihm einredet, seine Depressionen und Alpträume seien auf eine komplexe seelische Unzulänglichkeit zurückzuführen ... Eins sag ich dir, Friederich, man kann ungebildet und gar bitterarm sein und Kultur besitzen, wem es aber daran fehlt, der ist dem unstillen Treiben unserer Zeit wehrlos ausgeliefert.“

Dr. Gütlin, der damit beschäftigt war, drei feine Scheiben Rindfleisch mit grüner Soße zu bestreichen, und dem der erste Gang den dumpfen Druck von Kopf und Magen genommen hatte, erwiderte gutmütig: „Liebste Mama, du kannst nicht eine Grippe oder eine Darmentzündung damit abtun, daß die Umweltbelastung und die ungesunden Ernährungsgewohnheiten daran Schuld tragen. Und ich kann meine Patienten nicht damit abfertigen, daß der Mangel an Kultur, von dem sie umgeben sind und der gewiß beklagenswert ist, ihre pathologische Veranlagung fördert. Die Welt kann ich nicht ändern, aber ich kann ihnen helfen, darin ohne unnötige Zusatzbelastung zurechtzukommen.“

„Ja, ja“, seufzte die Frau, „wenn dich das alles nur nicht so mitnehmen würde ...“

Und damit war das Thema für diesen Abend erledigt.

IV

Die himmelblauen Wände in dem rechts vom Eingang zur Holzhütte/Praxis angebauten und mit Tonziegeln eingedeckten WC waren an mehreren Stellen von der Feuchtigkeit aufgequollen und angeschimmelt, und Kloschüssel wie Miniwaschbecken stammten vielleicht vom Sperrmüll. Im übrigen wurde der Ort saubergehalten und wohl auch wenig benützt.

Hermine machte nur ungern davon Gebrauch, weil die schlüssellose Tür sie beim Verrichten ihrer kleinen Notdurft (mehr kam ohnehin nicht in Frage) immer zwang, weit nach vorn gebeugt dazuhocken und mit einer Hand die Klinke festzuhalten.

Nachdem Dr. Gütlin sie jedoch heute erstmals von sich aus und ohne jede Begründung zu sich bestellt hatte, war sie schon auf dem Herweg unruhiger als gewöhnlich gewesen. Und als er ihr dann vorhin erdfahl, mit hängenden Wangen und dunkel geränderten Augen geöffnet hatte, hatte eine böse Vorahnung sie in Angst versetzt, und der Druck in ihrer nervösen Blase war sofort unerträglich geworden.

Sie hob den Deckel und sah auf der weißen Keramik eindeutige Kotreste, die, vielleicht nur wegen des ständig tropfenden Wassers, frisch zu sein schienen. Wie peinlich!

Wenn sie nichts unternahm, würde der Nächste, der womöglich schon draußen wartete, diese zweifellos ihr zuschreiben. Aber selbst wenn diese Befürchtung übertrieben sein mochte, so mußte sie die Spuren dennoch beseitigen, um damit den Verdacht aus der Welt zu schaffen, sie könnten von Dr. Güthlin stammen. Denn sie hatte das Gefühl, daß die Achtung vor ihm nicht durch das sichtbare Zeugnis einer solchen Eventualität getrübt werden durfte, wenn die Therapie Erfolg haben sollte.

Ohne länger zu zögern, ballte Hermine ein gutes Stück Klopapier zusammen und wischte mit abgewandtem Gesicht über die kritische Stelle, wobei sie einen ausgestreckten Fuß gegen die Tür gestemmt hielt. Dann zog sie an der kurzen Kette und begab sich unverzüglich in den pflanzenüberfüllten Raum – den eigentlichen Grund ihres Gangs zum WC hatte sie längst vergessen.

Entgegen der sonstigen Gepflogenheit stand Dr. Güthlin hinter dem Schreibtisch, auf dem die Kerze diesmal nicht brannte. Und er begann die Stunde auch nicht nach altem Rezept mit dem oft irritierend wirkenden Satz: „Nun, Hermine, wie geht es Ihnen heute?“ Nein, er blickte unentschlossen und finster auf und nieder und sagte endlich ziemlich barsch: „Bitte setzen Sie sich!“

So hatte ihn die siebenundzwanzigjährige freischaffende Autorin noch nie erlebt. Sie kannte ihn als den unerschütterlichen, undurchdringlichen Buddha, der sich zweimal die Woche jeweils 45 Minuten lang ihre endlosen Darstellungen obsessiver Ängste anhörte, hin und wieder Fragen stellte, von denen sie oft nicht wußte, ob sie ernst zu nehmen oder als therapeutische Provokationen aufzufassen seien, und sie selbst in akuten Krisensituationen bestenfalls mit allgemeinen, meist wirkungslosen Trostworten ermunterte.

Darüber hinaus wußte sie nichts von ihm und seinen Gewohnheiten. Ja, sie war ihm noch nie auf der Straße oder

sonstwo begegnet, so daß es ihr manchmal vorkommen wollte, als existierte er überhaupt nur in dieser seltsamen Baracke und in der Zeit, die er mit ihr dort verbrachte.

Natürlich war ihr bekannt, daß er in dem schmalen, alten, zwischen zwei klotzigen Büroblocks eingeklemmten Vorderhaus wohnte. Der Name stand unten auf dem Klingelschild, und einmal hatte sie ihn sogar die knarrende Holzterappe herunterkommen gesehen. Aber was er dort trieb, ob er Kinder hatte, auch anderen Interessen nachging oder den ganzen Tag mit der Entwirrung des von seinen Patienten erhaltenen Materials beschäftigt war, davon hatte sie nicht die geringste Vorstellung. Und sie versuchte auch nicht, etwas in Erfahrung zu bringen oder die Phantasie spielen zu lassen, denn sie hatte einmal irgendwo gelesen, die Distanz zum Therapeuten müsse gewahrt bleiben, um die Gefahr einer fatalen Abhängigkeit des Patienten zu vermeiden.

Heute schien alles auf dem Kopf zu stehen. Es war weder Dienstag noch Freitag, ihre beiden Tage, und Hermine hatte auch nicht in einem Verzweiflungsanfall um einen Extratermin gebeten. Vielmehr war sie am frühen Morgen von ihm telephonisch aufgefordert worden, um 16 Uhr vorbeizuschauen, da er mit ihr zu reden habe ... War es nicht immer sie, die sprach, die gutwillig und hartnäckig alle ihre Erinnerungen und Träume, Gefühle und Handlungen vor ihm ausbreitete und in jeder ihrer Lebensäußerungen einen Hinweis auf den Ursprung ihrer lähmenden Ängste zu erkennen suchte? Und nun wollte er reden. Worüber? Einen Augenblick durchzuckte sie der be rauschende Gedanke, er wolle ihr die Lösung all ihrer Probleme eröffnen und sie ein für allemal entlassen ... Aber dazu paßte sein Gesichtsausdruck ganz und gar nicht.

Nachdem er ihr noch einen schmerzerfüllten, tiefgehenden Blick zugeworfen hatte, der aus der Seele kam und

sie endgültig aus der Fassung brachte, hob er mit rauher Stimme an: „Hermine, die Entscheidung ist mir nicht leichtgefallen, und Sie sind die erste, der ich sie mitteile: ich werde meine Tätigkeit als Psychotherapeut aufgeben ...“

Hier unterbrach er sich und sah unsicher zum Fenster hinüber, als überlege er, was noch hinzuzufügen sei.

Hermine, die stehengeblieben war, starrte ihn eine Weile entsetzt und ungläubig an. Mit beiden Händen an die Stuhllehne geklammert, erwiderte sie endlich gequält: „Aber das geht doch nicht!“

„Es muß gehen“, entschied er in einem Ton, der keinen Widerspruch duldet, und sie merkte, wie die klaren Umrisse der Dinge um sie herum zu verschwimmen begannen.

So hatte auch ihr Vater gesprochen, wenn er mit ebenso unverständlicher wie unbeugsamer Härte und Autorität ihre jugendlichen Ideale und Träume, die er doch zuvor selbst gesät hatte, mit Füßen trat und sie zu unmöglichen Lebensentscheidungen und Verhaltensweisen zwingen wollte.

Ihr wurde übel. Zitternd und ihre letzten Kräfte zusammennehmend, beschwor sie den Arzt: „Herr Dr. Güthlin, Sie wissen, daß ich gerade eine sehr schlimme Phase durchmache. Sie wissen auch, daß ich, bevor ich Sie kennenlernte, mit zweien ihrer Kollegen sehr schlechte Erfahrungen gemacht habe. Nun komme ich seit fast drei Jahren zu Ihnen. Ich kann nicht noch einmal alles von vorne beginnen ...“

„Ich bin mindestens ebenso krank wie Sie, Hermine“, versetzte er düster, „und zwei Kranke in unserem Zustand können einander wenig helfen ... höchstens schaden. Aber ich werde Sie an eine tüchtige Kollegin vermitteln und diese so weit über Ihre Situation ins Bild setzen, daß sich der Schaden für Sie in Grenzen halten wird.“

An diesem Nachmittag brach Dr. Güthlin seine Beziehungen zu vier weiteren Patienten ab.

Er war die Sache mit großem Widerwillen angegangen, da ihm selbst vor diesem Schritt bangte und er überdies von seiten der schon länger Betreuten einen Widerstand erwartete, dem er in seiner gegenwärtigen Verfassung nichts Vernünftiges entgegenzusetzen vermocht hätte. Doch dann war alles beinahe routinemäßig abgelaufen, und als er bei Anbruch der Dunkelheit in sein weiträumiges Zimmer unter dem Dach hinaufstieg, empfand er eine starke Erleichterung. Ohne das Licht anzuschalten, ging er die Vorhänge zuziehen, tastete sich zu dem kleinen Biedermeier-sofa zwischen den Fenstern und drehte sich eine Zigarette. Und während der Rauch anfang, sein Gehirn zu benebeln, und schwere Tränen seine Wangen herunterliefen, blickte er in die geräuschlose, leere Finsternis ...

Im Alter von zweiundzwanzig Jahren war Friederich eines Vormittags, nachdem er mit einem Philosophieprofessor einen leidenschaftlichen Disput gehabt, auf dem Universitätsgelände von einem Menschen angesprochen worden.

Tagelang hatte er sich dann von diesem nicht mehr getrennt. Ohne ein Ziel und ohne die Umgebung eigentlich wahrzunehmen, waren sie von früh bis abends durch die Stadt spaziert, hatten eine andere, reizvollere aufgesucht, um dort dasselbe zu tun, und sich dabei mitgeteilt und einander erzählt, als sollte es kein Ende nehmen.

Neben der Schönheit dieses Menschen und der bezaubernden Wirkungskraft seiner unzähligen Geschichten erkannte Friederich, daß mit ihm ein Austausch ohne Rücksichtnahme auf geistige und charakterliche Andersartigkeit oder Beschränktheit möglich war. Er brauchte einen Gedanken nur anzudeuten und merkte sogleich, daß dieser unverstümmelt und unverdreht Zugang fand. Und da er selbst eine wesensgleiche Empfänglichkeit an den Tag legte,

konnte ein jeder mühelos die Gespräche des anderen fortführen und bereichern, wobei in diesem Wechselspiel etwas entstand, das einem selbständig sich entwickelnden Lebewesen glich.

Friederich gab sein Philosophiestudium auf, weil er mit unumstößlicher Sicherheit erkannte, daß er die Wahrheit nicht dort, sondern nur mit diesem Menschen finden konnte. Wohin sie das Leben führen würde, war nicht vorherzusehen, doch daß ihre Wege sich, entgegen den allgemeinen statistischen Tendenzen, nicht wieder trennen sollten, darüber bestand kein Zweifel.

Gleich am ersten Tag hatte Franzi ihm eine Frage gestellt. Eine Frage, die Friederich tief berührt hatte und ihm sogleich ein Beweis ihrer geistigen Verwandtschaft gewesen war.

„Wärest du bereit zu sterben, wenn sich dein Leben als nicht lebenswert erwiese?“ hatte Franzi gefragt. Und obwohl Friederich sich dieses Problem nie zuvor in solcher Form gestellt hatte, hatte er begriffen und unerschrocken bejaht.

Dieser Satz, der einem Glaubensbekenntnis gleichkam, barg jedoch eine Bedeutung in sich, mit der Friederich erst einige Zeit später konfrontiert wurde, als die uneingeschränkte Euphorie den Anforderungen des Tages Platz zu machen begann; als es darum ging, die beglückende Einigkeit in den geheimsten Wünschen und die daraus erwachsende Klärung und Steigerung derselben in den Einsatz für ihre Verwirklichung zu verwandeln. Da stellte sich heraus, daß dieser Mensch, der in allen seinen Phantasieflügen eine Lebenslust ohnegleichen vermittelte, zweigeteilt war. Und es häuften sich die Stunden, in denen die Niedergeschlagenheit derart von ihm Besitz ergriff, daß er nur noch den Tod ersehnte.

Inzwischen nehmen ja bereits Analphabeten ungeniert

Begriffe wie „Trauma“, „Verdrängung“ oder „Phobie“ in den Mund. Und Friederich hatte überdies mit siebzehn Jahren die *Darstellungen der Psychoanalyse* von Freud gelesen und die darin geschilderte Aufdeckung psychischer Mechanismen wie eine wunderbare Offenbarung erlebt. Als er sich nun aber einer offensichtlichen seelischen Störung gegenüberfand, kam es ihm nicht einen Augenblick in den Sinn, sie als solche anzusehen.

Zu klar und überzeugend waren die Worte dieses Menschen, wenn Heiterkeit und Begeisterung ihn beherrschten; und wenn er ohne ersichtliche Ursache in seine abgrundtiefe Freudlosigkeit versank, so waren sie es nicht minder. Er wußte dann unsere Welt und die Lebensperspektiven darin mit solch scharfem Blick und unleugbaren Argumenten als häßlich, elend und hoffnungslos zu verdammen, daß Friederich beim besten Willen nichts einwenden konnte. Zum Troste der Wahrheit zu widersprechen war nicht seine Art und in diesem Fall auch gar nicht angebracht.

Es gab also einen Unterschied zwischen ihnen. Denn wenn Friederich auch den unbarmherzigen Urteilen dieses geliebten Menschen beipflichten mußte, so änderte dies nichts daran, daß er in sich selbst einen ebenso unbegreiflichen wie unbesorgten Drang zu leben verspürte. „Selbst wenn wir uns in ein armes, verlassenes Landhaus zurückziehen und unsere Tage nebeneinander liegend mit Träumereien verbringen würden, wäre das vollkommene Glück für mich“, äußerte er einmal in seiner verzweifelten Hilflosigkeit. Worauf seine makellose Liebe mit erschütternd kindlichem Blick und gebrochenem Herzen erwiderte, sie sei nicht fürs Leben geschaffen.

Friederich kämpfte einsam, da er niemanden wußte, dem er sich anvertrauen und bei dem er auf Verständnis hätte hoffen können. Seine Gefühle, seine Intelligenz, seine ganze Erfindungsgabe verzehrten sich tagtäglich in dem

Versuch, das Unvermeidbare abzuwenden. Und oft, wenn der Schlaf das kostbare Geschöpf nach unsäglichen Qualen nachts mit sich forttrug und er im Zimmer auf und ab gehend ohnmächtig in die Zukunft blickte, wünschte er den Wahnsinn herbei, der ihn von diesem unerträglichen Hinundhergerissenwerden zwischen verheißungsvollen und vernichtenden Stunden befreit hätte.

Doch die Materie ist zäh und hat ihre eigenen Zeiten.

Verschiedene Unternehmungen, um sich eine akzeptable Existenzbasis zu schaffen, schlugen fehl und schwächten zunehmend die nur von einem lebhaften Vorstellungsvermögen aufrechterhaltenen Abwehrkräfte. Andererseits bot die von unsinnigem, schonungslosem Wettbewerb geprägte Umwelt, in der Resignation mehr und mehr die einzige menschliche Reaktion darstellte, wenig tröstliche Bilder.

Und an einem sanften Herbstabend – als mit der zynischen Antwort eines bekannten Regisseurs, dem sie in Anbetracht eines schätzenswerten Jugendwerks ein Drehbuch geschickt hatten, wieder einmal der letzte Faden gerissen war – beschwor Franz den Freund wie nie zuvor, sie sollten gemeinsam in den Tod gehen. In dem ruhigen, unschuldigen Flehen schwang eine derart tief empfundene Schicksalsverbundenheit mit, daß Friederich einen Augenblick versucht war, dieser Sehnsucht nach Frieden nachzugeben.

Gleichzeitig aber bäumte sich etwas in ihm auf. Er fühlte in sich eine grenzenlose Kraft, dem *Feind* zu trotzen, und wenn er den unersetzlichen Menschen wirklich verlieren sollte, so würde er diese Grausamkeit rächen müssen.

Einige Monate später fand er bei seiner Rückkehr von einem Besuch zu Hause das selig entschlafene Kind, wärmesuchend unter einem leichten, durchbrochenen Plaid zusammengekauert, mit einem angebissenen Apfel in der

Hand.

Vieles von dem, was zu zweien erstrebenswert und möglich erschienen war, verblaßte in den folgenden Jahren.

Sei es, daß er die Erinnerung an jene heilige Freundschaft nicht antasten wollte, sei es, daß ein wahrhaft schöpferisches Dasein in unseren Tagen allein gar nicht mehr vorstellbar war, Friederich stürzte sich wieder in ein Studium. Zufall oder Instinkt hatten ihn nach dem bereits vergilbten Taschenbuch greifen lassen, das er mit siebzehn voll ahnungsloser Bewunderung verschlungen hatte, und sein Beschluß, in die Geheimnisse der Psyche einzudringen, war schnell gefaßt.

Als er sich nun in die vielseitigen, wenngleich großteils recht eigenwilligen, um nicht zu sagen willkürlichen Produktionen der Meister vertiefte, überfiel ihn zuweilen – wie konnte es anders sein – der Schrecken, sein Liebstes hätte gerettet werden können, wenn es rechtzeitig einem erfahrenen Seelenarzt zugeführt worden wäre.

Aber hatten Franzis außerordentlicher Stolz und Scharfsinn es nicht vermocht, ihm sogar die offenkundigsten Symptome seines Leidens unter dem Anschein rein existentieller Unduldsamkeit zu verbergen? Und wenn Friederich auch, wie er sich wohl erinnerte, in seiner Bedrängnis manchmal der Zweifel gestreift hatte, ob nicht bei einem Arzt Hilfe zu suchen sei, so hatte er diesen doch stets rasch wieder verworfen, weil eine innere Stimme ihm sagte, ein solcher hätte bei diesem Menschen leicht noch größeren Schaden anrichten können. Und so eigensinnig es klingen mag: diese damals intuitive Überzeugung festigte sich in den Jahren, nach zahlreichen Begegnungen mit lebenden und verstorbenen Kollegen, nur noch mehr.

Je anspruchsvoller ein psychisch Verletzter sich selbst gegenüber war, je mehr sein gerechtes Selbstbewußtsein auf

seelischem Reichtum und geistiger Freiheit beruhte, um so leichter konnte ein unbeholfener Fehlschritt des Therapeuten, eine nicht durch hervorragende menschliche Eigenschaften gerechtfertigte, sondern allein auf die gegebene Rollenverteilung gestützte Autoritätsausübung Verwirrung stiften und alte Wunden aufreißen. Und die meisten auf diesem Gebiet Tätigen waren nun einmal ziemlich gewöhnliche Erdbewohner.

Dr. Güthlin hatte von Anfang an seine Arbeit als Psychoanalytiker und -therapeut auf besonders akute, oftmals am Rande zur Kriminalität liegende Fälle beschränkt. Zum einen sah er seinen Beruf insgeheim als eine Gelegenheit, sich wenigstens teilweise von der Last der einstigen Niederlage gegen den Tod zu befreien. Zum anderen hatte er bereits in seiner Lehrzeit die Entdeckung gemacht, daß Selbstmordkandidaten und gefühlsmäßig unbeherrschte Neurotiker meist eine viel ausgeprägtere und unvorhersehbarere Menschlichkeit besaßen als etwa mehr oder weniger anpassungsfähige Bankangestellte, Sozialarbeiter oder Hausfrauen. Und diese Tatsache war ihm eine unverzichtbare Voraussetzung für ein ehrliches Interesse an ihren Schicksalen.

Sechzehn Jahre lang hatte Dr. Güthlin seinen Beruf, den er im Grunde gar nicht als solchen betrachtete, ausgeübt. Da er sich in der Regel nicht mehr als fünf Jugendlichen widmete (seine Patienten waren selten älter als dreißig), konnte er sich ernsthaft und eingehend mit ihnen befassen. Und manchmal war es ihm, als böten sie ihm in schillernen Einzelstücken einen Ersatz für sein eigenes versäumtes Leben.

In letzter Zeit hatte er allerdings feststellen müssen, wie der Phantasiekreis der psychisch Kranken sich immer mehr verengte und die Ängste und Alpträume bei einigen immer

ausschließlicher durch die von den Medien vorgegebenen Verhaltensmuster und Horrorbilder gekennzeichnet waren. Dies machte nicht nur die Arbeit unbefriedigender, in gewissen Fällen schienen die herkömmlichen Mittel der Analyse zu versagen, da die seelischen Verirrungen nicht mehr eindeutig auf zwischenmenschliche Beziehungen zurückzuführen waren.

Dr. Güthlin bereitete diese Entwicklung Sorge, ja sie bedrückte ihn oft stark. Aber wie wir Veränderungen in einer Person oder Stadt im ganzen kaum wahrnehmen, wenn wir diese täglich vor Augen haben, so hatte er sich bisher, trotz manchem Kopfschütteln und wachsendem Unbehagen, mit solchen Entfremdungserscheinungen bei seinen Patienten, wenn schon nicht angefreundet, so doch wenigstens abgefunden.

Vor einer Woche nun hatte ein geschätzter Kollege ihn gebeten, vorübergehend in einem dringenden Fall auszu-
helfen. Es handelte sich um einen, wie er sagte, geistig und emotional zurückgebliebenen Sechzehnjährigen, einen dummen Tropf, der sich jedoch von einem Primitiven dadurch unterschied, daß er vor absolut gar nichts Respekt hatte und scheinbar grundlos aggressiv werden konnte. Da er schon mehrmals mit einer Gruppe Gleichgesinnter Gewalttätigkeiten verübt hatte, bei denen unter anderem ein zehnjähriger Schüler beinahe zu Tod gequält worden war, hatten die Eltern auf Druck von oben beschlossen, ihn von einem Psychologen durchchecken zu lassen.

Dr. Güthlin wollte damit eigentlich nichts zu tun haben, aber der Kollege hatte ihm in der Vergangenheit manchen Gefallen erwiesen und außerdem versichert, in zwei Wochen würde er die Sache selbst übernehmen

Vorgestern war Jeff, von seinem Vater begleitet, der gleich wieder gegangen war, und augenscheinlich gegen den

eigenen Willen, das erste Mal bei ihm erschienen, und Dr. GÜthlin hatte sich knapp dreißig Minuten lang bemüht, mit allen ihm zur Verfügung stehenden Kunstgriffen Zugang zu dem Jungen zu finden. Doch schließlich hatte er die Therapiestunde abbrechen müssen, da ihn die blöde Unverschämtheit seines Gegenübers, ungeachtet der langjährigen Erfahrung, geradezu herausforderte, handgreiflich zu werden, und er lästige Komplikationen vermeiden wollte.

Jeff hatte die Praxis mit einem gehässigen: „War wohl nichts?!“ verlassen und, wie ein Fußgänger später erzählte, beim Heraustreten aus dem Tor mit Absicht oder aus Unachtsamkeit, das war schwer auszumachen, die heimkehrende, ihm unbekannte Frau GÜthlin gerempelt. Als die beinahe zu Fall gekommene Alte ihn mit den Worten zurechtgewiesen hatte: „Kannst du nicht achtgeben, du Lümmel“, hatte er einen schräg an der Hauswand lehnenen Stock, der auf die Gefahr von Dachlawinen hinwies, ergriffen und ihr mit drei heftigen Schlägen das Kreuz gebrochen. Das Holz einem schreienden Mann entgegenschleudernd, war er davongelaufen.